

Plädoyer für ein geglücktes Leben

Brita Steinwendtners „Gesicht im blinden Spiegel“ ist ein zwischen Adalbert Stifter und habsburgischem Mythos angesiedelter Roman. Und ein Aufruf zur Humanität.

Gerhard Zeillinger

Nach dem Krieg ist das Leben ein anderes, wenn es denn überhaupt noch eines ist. Im Sommer 1866 ziehen drei junge Männer unter Trommel- und Trompetenklängen begeistert in den Krieg, eigentlich sind sie Heeresmusiker, aber im Kampf, im „Inferno von Kugeln, Schrapnells und Granaten“, spielt das keine Rolle. Nur einer von ihnen, der Trompeter Johannes, wird überleben; schwer verwundet, mit entstelltem, „zerfetztem“ Gesicht, kehrt er nach Hause zurück und wird von nun an für immer „gezeichnet“ bleiben.

Der Roman *Gesicht im blinden Spiegel* beschreibt einen vorgegebenen und doch ganz eigenständigen Entwicklungsweg. Er beginnt mit der politisch so folgenschweren Schlacht von Königgrätz und endet 50 Jahre später in der ausweglosen Situation des Ersten Weltkriegs. Keine Frage, dass der Friedensgedanke zentrales Thema ist, entsprechend taucht irgendwann auch Bertha von Suttners pazifistisches Engagement gegen den „Irrwitz des Tötens“ auf, wenn auch nur ein leiser und vergeblicher Versuch.

Aber Brita Steinwendtners geht es um mehr. Sie zeichnet vor dem Hintergrund der zu Ende gehenden Habsburgermonarchie, wachsender Nationalitätenkonflikte und tiefgreifender gesellschaftlicher Umbrüche mit der Figur des Johannes Czermak ein Schicksal, das nicht bloß für das Ende einer Epoche steht, sondern in erster Linie nach dem individuellen Wert des Lebens fragt, denn auf den Schlachtfeldern bleibt immer „etwas“ zurück, „das einmal ein Mensch war“.

Pulsierende Vielfalt

„Dieses Stück Mensch“ also: ein junger Mann, dessen Gesicht zerstört wurde, dem fortan Teile von Kinn und Wange fehlen. „Ein Krüppel (...). Unnützlich, ungeliebt, eine Spottfigur.“ Wie soll der noch erfolgreich am gesellschaftlichen Leben teilnehmen können? Genau dieses vorgezeichnete Schicksal dreht Steinwendtners um, sie stattet ihren Helden mit so viel lebensbejahender Kraft aus, dass er weder an der körperlichen noch an der seelischen Verwundung zerbricht, sondern lernt, mit den Defiziten zu leben. Im Ergebnis ist das ein Bildungsroman im besten Sinn, denn der Leser bekommt vor Augen geführt, wie jemand trotz schwerwiegender Beeinträchtigung sein Leben meistert. Brita Steinwendtners hat sich dafür die kleine Welt im Nordosten Böhmens ausgesucht, nicht weit von Königgrätz entfernt: Neustadt an der Mettau, auf Tschechisch Nové Misto nad Metují, wo man Deutsch, Tschechisch, Polnisch, Jiddisch spricht und jene kulturelle Vielfalt pulsiert, die zu Ende des 19. Jahrhunderts bereits brüchig wird.

Johannes ist in dieser Vielfalt zu Hause, die Familie ist ebenso deutsch wie tschechisch orientiert. Nach dem Trauma des Krieges beginnt der ehemalige Gymnasiast eine Lehre als Kunstschmied. Handwerkliche Fertigkeiten, kaufmännisches Geschick und künstlerische Begabung zeichnen ihn aus.

Nachdem das Trompetenspiel aufgrund seiner Verletzung nicht mehr möglich ist, entdeckt Johannes für sich das Cello, und er inter-

essiert sich für Literatur und ist sogar Abonnent der *Fackel*. Das gibt ihm Halt wie Familie und Zuhause, eine Landschaft, die fast in Stifter'schem Wohlsinn das „Böhmische Paradies“ genannt wird – so gut klingt Heimat, und sie steht auch modellhaft für jenes Mitteleuropa, das ethnisch und atmosphärisch verschwinden wird.

Genau dieses Atmosphärische versucht Steinwendtners zu bewahren. Denn Heimat ist nicht ein Ort, den Johannes zurücklässt, als er später in die Fremde zieht. Ganz zuletzt finden wir ihn in Venedig, wo Johannes' Neffe Antonin als Musiker lebt und wo sich sehr spät das Glück des Lebens erfüllen könnte.

Aber da hat gerade wieder ein Krieg begonnen und ist der Satz, der am Beginn des Romans steht, schon wieder verhallt: „Wenn du aufwachen wirst, wirst du wissen, was das bedeutet: Frieden.“

Gesicht im blinden Spiegel ist eine entschiedene Absage an Nationalismus und Völkerverhass, ein Gegenentwurf zu den verhängnisvollen Zeitströmen. Was diesen Roman aber so anziehend macht, ist die Zuwendung der Autorin zu ihrem Helden, denn Johannes, der zu einem Leben im Verzicht gezwungen wird, ist eine Figur, die man gern haben muss – nicht nur weil er seine Würde bewahrt, sondern weil er einen Lebenssinn findet. So schließt sich um das Ganze ein leiser, vergeblicher Widerstand gegen das Komende, das sich nicht aufhalten



Lebensbejahende Kraft:
Brita Steinwendtners.

Foto: Peter Ableidinger

lässt, so wenig wie damit die Welt verbessert werden kann. Und doch sind Bildung und Kunst das einzige Gegenprogramm zum Gewöhnlichen des Lebens.

Hier zeigt sich, auch in der Form, ein kleiner Rückgriff auf den Poetischen Realismus des 19. Jahrhunderts: Steinwendtners Roman, das möge bitte nicht als altmodisch empfunden werden, ist wie eine Stifter'sche Erzählung, in der der Einzelne vom Schicksal gebeutelt wird, sich gegen das Schicksal aber nicht auflehnt, sondern mit ihm umzugehen lernt, bis sich alles in ein Idealbild vom Leben fügt, das in der Wirklichkeit wohl kaum begegnet. In der Literatur kann es so sein.



Brita Steinwendtners, „Gesicht im blinden Spiegel“. € 25,- / 371 S. Otto Müller, 2020. „Trojanow trifft“ Brita Steinwendtners in der Alten Schmiede, 23. 11. um 20 Uhr. Livestream: [alte-schmiede.at](https://www.alte-schmiede.at)

Gruppenbild n

Der bedeutende Lyriker Paul Celan wurde vor 100 Jahren, am 21. November 1912, geboren. Er überlebte den Holocaust und verbrachte 10

Susanne Ayoub



Paul Celan mit den Wienern der Gruppe 47 bei einer Lesung in Deutschland 1952: Paul Celan, Milo Dor, Hans Weigel, Hans Werner Richter, Ilse Aichinger, Reinhard Federmann, Ingeborg Bachmann (v. li.).

Foto: H. Meyer-Pfundt, DLA Marbach

In einer eisigen Dezembernacht des Jahres 1947 überschreitet der Dichter Paul Celan, vermutlich mithilfe eines Schleppers, illegal die österreichische Grenze und erreicht drei Stunden später den Ort Schallendorf im Südburgenland. Hinter ihm liegt nicht nur ein viele Wochen dauernder Fußmarsch seit seiner Flucht aus Bukarest, sondern mehr: Verlust der Heimat, Zwangsarbeit im rumänischen Arbeitslager, Trauer um die ermordeten Eltern.

1920 wurde er als Paul Antschel in eine deutschsprachige jüdische Familie geboren. Von seiner früheren Existenz ist ihm nichts als ein Packen Gedichte geblieben. Jetzt ist er eine DP (Displaced Person), eine Bezeichnung für die durch den Krieg entstandene unübersehbare Zahl der Vertriebenen, Verfolgten, Überlebenden aus den NS-Lagern. Celans Ziel ist Wien. Nach einigen Tagen Aufenthalt im Rothschild-Spital und im DP-Lager Arzbergergasse bezieht er kurz vor Silvester seine erste Bleibe, ein Kellerstübchen in der Pension Pohl, Rathausstraße 20, Wien 1010. Seine Gedichte sind vor ihm angekommen, sein Freund und Mentor Alfred Margul-Sperber hat sie an Otto Basil geschickt, der eine ambitionierte Zeitschrift herausgibt, den *Plan*.

Bereits vor dem Krieg gegründet und gleich nach Kriegsende wieder aufgenommen, stellt der *Plan* einen intellektuellen Neubeginn von Österreichs Kulturleben dar, mit dem Ziel, nach den Jahren geistiger Isolation internationale Strömungen in der Literatur, bildenden Kunst und Musik bekanntzumachen und junge österreichische Autoren zu publizieren. Die Bandbreite ist groß, selbst der zu der Zeit noch mit Publikationsverbot belegte Heimito von Doderer erscheint, wenn auch unter einem Pseudonym.

Otto Basil erkennt sofort das Außerordentliche von Paul Celans Lyrik, und so erscheinen schon kurz nach Celans Ankunft in Wien sieben Gedichte in der Jännerausgabe des *Plan*. Der junge Dichter aus der Bukowina, obwohl traumatisiert und erschöpft von der schweren Reise, verzaubert in kürzester Zeit die gerade erwachte junge Wiener Kulturszene. Ein Treffpunkt ist das Atelier des Malers Edgar Jené in einem zerbombten Haus am Althanplatz (heute Julius-Tandler-Platz). Celan lernt hier eine Reihe von Menschen kennen, die in der Folge für sein Leben bedeutend sein, manche davon ihn lebenslang begleiten werden – Ingeborg Bachmann, die damals noch mit Hans Weigel als Paar auftritt, den in Belgrad aufgewachsenen Schriftsteller Milo Dor und seinen Freund Reinhard Federmann, nicht zuletzt den jungen Dichter Klaus Demus, den Celan in Briefen immer wieder mit „Bruder“ anspricht.

Nichts hinter dem Vorhang

Der Maler Edgar Jené stammt aus Saarbrücken, hat in Paris studiert und lebt, in Deutschland als „entarteter Künstler“ veremmt, seit 1935 in Wien. Er ist korrespondierendes Mitglied der surrealistischen Gesellschaft, ein persönlicher Freund von André Breton und besitzt eine fast vollständige Bibliothek surrealistischer Werke. Durch Jenés Bemühungen, unterstützt vom *Plan*, der die Gruppe von Künstlern rund um ihn in mehreren Heften vorstellt, erlebt der Surrealismus, vor dem Krieg weitgehend an Wien vorübergegangen, in dieser Zeit eine kurze Blüte. Celan, der seit seinen Jahren in Rumänien mit surrealistischer Malerei und Poesie vertraut und in seiner eigenen Lyrik stark davon beeinflusst ist, steht neben Edgar Jené im Mittelpunkt dieser Entwicklung: „Er ist hier

sozusagen der Papst des Surrealismus“, schreibt Celan in einem Brief über Jené. „Und ich bin sein einflussreichster (einziger) Kardinal.“

In der Agathon-Galerie am Opernring 19 – im selben Haus hat auch der *Plan* seinen Redaktionssitz – eröffnet am 24. März 1948 die erste Surrealisten-Ausstellung mit Bildern von Edgar Jené, Arnulf Neuwirth, genannt Abu Nif, und Rudolf Hoflehner im Mittelpunkt. Jenés Erinnerung daran: „Celan half uns eifrig, schrieb für das Faltblatt der Einladung ‚Eine Lanze für den Surrealismus‘ und steuerte sogar ein von ihm signiertes ‚Werk‘ bei. Es bestand in einem losen schwarzen Vorhang, darunter ein leerer Rahmen. Er war ein wenig stolz auf seinen Einfall: das Nichts hinter dem dunklen Vorhang, den aufzuheben die Erwartung stets bereit ist.“ Die *Österreichische Zeitung* lobt Edgar Jené, Celan aber kommt schlecht weg: „Über Paul Celans Abstecher (soll man die mit zwei Reißnägeln auf ein Blatt Papier genagelte Augenmaske als Werk bezeichnen?) wollen wir hinwegsehen.“

Zehn Tage später folgt, wieder in der Agathon-Galerie, eine Lesung surrealistischer Lyrik, bei der auch Celans Gedichte vorgetragen werden. Der Text auf dem Einladungsblatt ist von Celan und Jené verfasst: „Wieder wird der große Hammer geschwungen, und wen soll er zermalmen, wenn er niedersaut? Ein Geschöpf, den Menschen nicht mehr ähnlich, eine Missgeburt aus Sodom, Methusalems letzten Spross, gezeugt mit seiner Todesstunde: den Surrealismus.“

Im Agathon-Verlag erscheint auch Celans erste Buchpublikation, der Essay *Edgar Jené. Der Traum vom Traume*. Celans „Wanderung durch die Tiefsee“ ist weniger die Interpretation eines Malers und seines Stils als die wortmächtige Darstel-